

Krankensische Post

Adresse d. Redaktion u. d. Geschäftsstelle: Kirchenstr. (Kirotschnaja), 27, neben der deutschen Bibliothek. — Geschäftsstunden (außer an Sonn- u. Feiertagen) von 11—1 Uhr vorm. (zu fragen nach W. Bauer).

Erscheint 2-mal wöchentlich:

am Donnerstag und am Sonntag.

Bezugspreis: 20 RM, für 1 Mt. Anzeigen: die 3-mal gepaltene Kleinzeile, auf der ersten Seite 3 R., auf der 4. Seite 2 R. 50 Kop.

Nr. 1.

Donnerstag, den 1. Januar 1920.

12. Jahrgang.

Deutsches Haus.

Sonnabend, den 3. Januar.
Eröffnung der Serie von musikalisch-vokalischen Abenden veranstaltet durch die Gesang- und Musik-Komm. ssion:

NEUJAHRSKONZERT

unter Mitwirkung des deutschen Sängerehors, deutscher Zitiertspieler, Kornette (Echo in „Post im W. Ide“), Leiter der bekannten Cello-Solisten Garbusow und anderer hervorragender Schülerinne, des hiesigen Konservatoriums (Klavier- und Gesang- Antanz 8½ Uhr abends. Solo). Im Anschluss Tanz. Eintritt 7 Bbl.

Volkshaus Subalow.

Deutsche dramatisch-musikal. Vereinigung.

Freitag, den 9. Januar:

Kinder- und Kindervorstellung.

<p>Der Eisenhügel. Frei nach Andersen von F. Cornelius. Märchen mit Gesang u. Tanz in 3 Aufzügen. Eintrittskarten von 7 Rbl. 50 Kop. 1) in der deutschen Bibliothek (Montag, Mittwoch, Donnerstag von 4-6). 2) Cafe Hoene (Looznanckij St. 3) Michaelgasse N. 2 (Muxaltoneckij nep.) bei Zahnarzt Prissmann. 0-1</p>	<p>Kinderkonzert Näheres im Programm. Anfang 11 Uhr morg.</p>
---	--

Befamntmachung.

Der Vorsitzende des Zentral-Vorstandes des Verbandes der trunkauf. Deutschen teilt hierdurch mit, daß er in Verbandsangelegenheiten täglich (außer Sonn- und Feiertagen) von 9-11 Uhr vormittags im Büro W. F. Tröster — Barjatskaja N. 6 — und von 4-5½ Uhr nachmittags zu Hause — Subalonskaja (früher Malo-Sudebnaja) N. 11 — zu sprechen ist.

Zufall oder Fügung?

Eine Neujahrsebetrachtung.

An der Jahreswende neigt selbst der oberflächlichste, den höheren Fragen des Lebens abgewandte, alle „Gehimmelte“ des Daseins als „Ausgeburt eines kranken Gehirns“ verächtliche Mensch zu — wenig auch noch so vorübergehender — Einkehr bei sich selbst, zum Nachdenken über Vergangenheit und Zukunft, über das Woher und Wozu des Bestehens und der eigenen kleinen Erlebnisse, mit anderen Worten zum Spiritisieren über Dinge, die außerhalb unseres Begriffsvermögens liegen, jenseits unseres Erkennens, jenseits von Wollen und Können, über das große Mästel, ob Zufall, ob Fügung in den Vorgängen des Alltags, wie in der Summe dieser, in der Weltgeschichte, zu erblicken sei. Da würde denn vorliegende Betrachtung dazu dienen, dem Gräbendein auf seinem Gedankenwege Geistesfreude zu sein.

Es war ein Zufall, sagten die einen — es war eine Fügung, behaupteten die anderen. — Er war ausgeglitten auf der Straße, wo Hunderte sicher gegangen waren, und hatte sich beim Fallen schwere innere Verletzungen zugezogen. Komplikationen waren dazu getreten, und jetzt lag ein hoffnungsloser Mann, darnieder. Er hat in seinem ganzen Leben nichts Schlechtes getan, wofür sollte er gestraft werden? sagten die einen; es kann nur ein Zufall gewesen sein. Er hat in seinem ganzen Leben nichts besonderes Gutes getan und sorglos in den Tag hineingelebt: also kann es wohl eine Fügung sein, ihn daran zu mahnen, daß das Leben nicht nur ein Festtag ist, erklären die anderen.

Der Gegenstand, der ihn zu Fall brachte, war so unbedeutend; was kann die Verführung mit einer wegge-worfenen Frucht oder einem Steinchen zu tun haben?

meinte der Unglaube. Alle Daare auf unfrem Haupte sind geküßt, auch das scheinbar Beringte geschieht nicht ohne den Willen Gottes — entgüetete der Glaube.

Sie Fügung. — Wie Zufall!

Verteidiger des Zufalls können nur einen Grund für ihre Ansicht anführen, freilich einen schwerwiegenden. Dieser Grund ist das nie verblummende „Warum?“, welches täglich aus abertausend emvörtren, ja selbst gläubigen Herzen emporkommt: Warum mußte solches geschehen? — Hier ist ein alter Mensch, dem das Leben eine Last, Krankheit und Sorge brüden ihn, er möchte so gern sterben, ausruhn — er muß weiter leben, vegetieren. Er ist zu stumpf, um noch selbst zuzuschmen an Beisheit und Gottesfurcht, lebt im Armenhause, ist also für andere weder ein Nutzen noch eine Strafe, aber er muß leben. Andere dagegen werden vom Tode hinweggerissen aus natürlicher Schaffenkraft, ihr Leben schien eine Notwendigkeit für weite Kreise, ihr Tod verbreitete Unglück und Trauer; ungeschätzbar geringfügige Verluste ist der Grund ihres Einbruchs. Der Zufall, der hier das Leben des Gottes Erbe zwar unerforscht, aber doch gut sein; aber selbst der Gläubige findet dabei oft nur die ungelöste Frage: „Warum?“, und der Zweifler spricht von Zufall.

Die Geschichte der Menschheit ist mit Blut geschrieben. Wenn man an die Greuel denkt, durch welche ihre Entwicklung gegangen und welche von ihr begangen, so klingt es wie ein Hohn, den Menschen das Ebenbild Gottes zu nennen. Kriege, Revolutionen und Naturereignisse haben Tausende auf die schrecklichste Weise hingemordet und hingemordet. Der Raum, welcher gewesen und noch vorhanden, ist so furchtbar, daß mancher sagt: Wenn es einen allgütigen Gott gibt, so kann er nicht allmächtig sein, sonst könnte er solches nicht zulassen. Der wenn er allmächtig, so kann er nicht allgütig sein, denn selbst das härtete Menschenerz ersäße Mühsal bei solchem Elend und würde es verhindern, wenn er könnte. — Wiedermum sagt der Zweifler: — Es kann keine Vergebung geben, alles ist Zufall.

Sehen wir zu, daß alles Unglück auf Erden von Zufall abhängig ist, so muß es mit dem Glück daselbst sein, und ebenso, wie es Menschen giebt, die ihr ganzes Leben lang unglücklich gewesen sind, müste es auch Menschen geben, die nur das Glück gekannt haben. Sind die Heiligungen, um glücklich zu sein, nicht reichlich genug vorhanden? Wie herrlich ist nicht schon der Schauspiel unserer Daseins, unsere Mütter Erde! Ob Frühling mit seiner Blüte und unendlichen Hoffnung sie erfüllt, ob Sommer sie schmückt und sättigt mit Gran und mit Wärme; ob Herbst mit seiner wehmütigen Farbenpracht den Abschiedsgruß der Natur verkündet, ob Winter die schlafende Welt einhüllt in seine weisse schützende Schneedecke — immerdar bleibt die Erde schön und erhaben. Sind des Menschen Spuren auf ihr auch manchmal recht häßliche, so erhebt er sich doch über seine Rast und Rinn und wieder zur höchsten Schönheit. Wer hätte nicht schon angefaßt der Herrlichkeit der Erde die Abglanz eines namenlosen Glücks empfunden, wenn das Gefühl freudiger Schaffenkraft, der Hoffungsreichtum der Liebe oder Gedanken an Ruhn dabei die Seele erfüllen? Wer aber erlebte je an ihr oder anders da das große Glück? — Niemand! Ob das Glück scheinbar abhängig von Glück begünstigt wird — in jedes Menschen Haus resp. im Heiligtum. Lage die Entscheidung beim Zufall, so muß es, da die Möglichkeit für Glück und Unglück unendlich vieler ist, unendlich

so viel ganz Glückliche wie ganz Unglückliche auf Erden anzutreffen sein. Es giebt aber viele, sehr viele ganz unglückliche und wenigen einzigen ganz Glücklichen.

Und diese Ungleichheit sollte nicht die Folge höherer Fügung sein? Wäre ein anderer Grund dafür erfindlich? —

Aus diesem Unglück lernen wir, daß wir nicht vom Zufall abhängig sind, sondern daß es eine Vergebung über uns giebt, geben muß.

Aber der Schleier, in welchen sie unsere Bestimmung hält, bleibt undurchdringlich. Dahn in.

Zur politischen Lage.

In Land. — General Denikin hatte unlängst an Sjaionoff, den früheren russischen Minister des Auswärtigen und derzeitigen Vertreter der Interessen des Koltschal-Denkischen Rußlands in Paris, ein Telegramm gerichtet, in welchem er ihn aufforderte, das Ausland, insbesondere die Großmächte, von dem in Kenntnis zu setzen, daß keinerlei wirtschaftliche Verträge, die von den sogenannten „unabhängigen Randstaaten“ des russischen Reiches mit jenen abgeschlossen werden oder bereits abgeschlossen worden sind, namentlich auch nicht die von Georgien und Aderbeidjan getroffenen Abmachungen dieser Art, von ihm, Denikin, als rechtsgültig anerkannt werden würden. Als Grund für dieses ablehnende Verhalten führte Denikin die Erwägung an, daß die Randgebiete Rußlands, weil sie bisher von niemand, und am allerwenigsten von russischer Seite, als selbständige Staaten anerkannt worden seien, sich nicht herausnehmen dürften, die russischen Bodenschätze (im Auge hatte er hierbei wohl in erster Linie die baltische Naphtha und das georgische Mangin) nach dem Willkür zu veräußern. Dieses Telegramm fiel zeitlich mit der Mitteilung Denikins an die „Verbündeten“ zusammen, daß er „wie stets, so auch jetzt geneigt sei, mit den neuen staatlichen Gebilden auf dem Seroterritorium (Bosnien) des früheren russischen Reiches sich über deren Anerkennung von letzterem zu verständigen und mit ihnen in ein Vertragsverhältnis zwecks gemeinschaftlicher Abwehr des Bolschewismus zu treten“. Der Wortlaut dieser Mitteilung dachte sich nicht mit dem Wortlaut der Erklärungen, die in der Denikin-Presse an die „abtrünnigen Randgebiete“ gerichtet wurden. In ihnen war nichts von Anerkennung ihrer Selbständigkeit bzw. Unabhängigkeit enthalten. Auch nichts von dem Verlangen, mit ihnen als gleichberechtigten Staaten über irgend welche Verträge Unterhandlungen anzuknüpfen. Denikin äußerte bloß seine Bereitschaft, unter Anerkennung einer „weitgehenden Autonomie“ dieser „russischen Gebiete“, sich mit deren Vertretern („Negerungen“) über alle Fragen zu verständigen, die ihr Verhältnis zum übrigen russischen Reich und ihre innere Organisation, die Verwaltung der inneren Angelegenheiten, betreffen, um nach Klärung der durch die Revolution hervorgerufenen Missverhältnisse mit vereinten Kräften den gemeinsamen Feind, d. h. den Bolschewismus, die Moskauer Sowjet-Regierung aus dem Lande, dem sich wiedererregenden Aufstand, treiben zu können. Die georgische Presse unterließ es nun vor allen Dingen, dieser „höflichen, diplomatischen“ in den Erklärungen Denikins, aus die „Verbündeten“, denen man etwas weislicher machen wollte, was schwarz sei, und, zweitens, an die „unabhängigen Randstaaten“, denen man mit der Faust in der Tasche ein solches Gesicht zeigte, um sie in der Stunde

Frankreichs. — Die Vereinbarung über die Sicherstellung Frankreichs gegen feindliche Angriffe (gemeint ist hierbei ein vorläufiger Vertrag zwischen Frankreich einerseits und England und Amerika andererseits abgeschloffen) muß von den Vereinigten Staaten ratifiziert (bestätigt) werden. Sollten diese sie aber nicht ratifizieren, so stünde es uns frei, die vorgeschlagenen Änderungen zu treffen. Die Regierung hat vorläufig hierin nichts unternommen, weil sie nicht glauben kann, daß die Vereinigten Staaten die Unterzeichnung ihres Vertreters in Paris misachten werden. Die Verpflichtung allein auf sich zu nehmen, wäre für Großbritannien zu schwierig. In vieler Hinsicht würde das zu einer ganz andern Taktik führen. Und es ist vollkommen richtig, daß die Regierung hiervon erst das Unterrichtsamt in Kenntnis setzen und ihm die Möglichkeit geben müßte, seine Meinung zu äußern, ehe sie das Land auf diesen Weg brächte.

5.) In bezug auf das hungernde Österreich. — „Eine sehr große Stimme ist zur Hilfeleistung an den nothleidenden Teil Europas schon angewiesen worden. Großbritannien hat 12 1/2 Millionen Verheerungen. In der letzten Tagen haben wir Kohle nach Wien befördert. Die Italiener senden weizenartige Hilfe in Getreide (aus Triest). Aber alles das sind nur Palliativ- (lindernde) Mittel. Alles, was wir tun können, vermag nur die Leiden zu erleichtern, sie abzuschwächen. Ich bin einverstanden mit denen welche finden, daß wir sie (die Nothleidenden) aufrichten müssen, damit sie alsdann selbst mit ihrer Aufgabe fertig würden. Wie das zu machen sei? Unser Land kann unmöglich die ganze Last der Wiederherstellung der in ihren Grundbesitzen erschütterten Welt auf sich allein nehmen. Man bittet uns um Hilfe bald hier bald dort; wir sollen Armenien helfen, dem hungernden Wien, dann noch Polen! Es gibt wohl kaum einen Ort in der Welt, von dem nicht Hilfe ershallen, und natürlich sind überall die flehenden Blicke auf England gerichtet, das sich stets bereit gezeigt hat, auf die Nothleidenden der Menschheit zu reagieren und die beanspruchte Hilfe zu bringen. Aber auch wir können nur soviel tun, als in unseren Kräften liegt. Wir müssen darauf bedacht sein, daß wir nicht die Grenze des Möglichen überschreiten. Ich sehe im Augenblicke nicht, wie das hinsichtlich Österreichs und Mittel-Europas geschehen soll, wenn Amerika uns nicht zu Hilfe kommt. Jede Verpflichtung, die wir in dieser Beziehung auf uns nehmen, setzt den Verkauf von irgend etwas im anderen Lande voraus. Sie müssen uns Ihre Korn verkaufen, ihre Rohstoffe und sonstige in einem anderen Lande zum Leben nöthige Dinge und das bei niedrigem Kursstande, der in demselben Verhältnis sinken muß, als diese Verpflichtung um Umfang zunimmt.“

6. In bezug auf Rumänien. — Wir haben dem italienischen Premierminister bei Antrag gelehrt, mit Clemenceau und mit mir und womöglich auch mit dem amerikanischen Vertreter in Paris in den nächsten Tagen zusammenzukommen; aber das wird nicht von Nutzen sein, sofern er nicht hinlängliche Vollmacht haben wird, um diese Frage zu entscheiden, und ich fräule die Jüden nicht erst die Schwierigkeiten vor Augen zu führen, denen er bei Lösung dieser Frage (Sinn) begegnen dürfte.

Zur Lage in Ägypten.

Zur Lage in Ägypten schreibt man, der Morning Post vom 21. November aus Cairo: Nach Bekanntmachung des englischen politischen Programms, betreffend den Ausbau des Protektorates, begannen wieder Unruhen. Durch die Straßen gegen Fractionen mit Ägyptischen Fahnen und dem Auf: „Wieder mit Milner!“ Ein Volkshaufe strömte die Polizeiverordnung und feste einige der Polizeibeamten auf ihren Fuß. Die Polizei und die Soldaten gaben Feuer, wobei einige Personen verwundet wurden. Auf dem Abdouplaza kam es auch zu blutigen Zusammenstößen mit den Truppen. Um das Volk aufzulockern, wurden die Toten und Verwunden in den Straßen umhergetragen. Am Mittag legten die Ausländischen in der Polizeiverwaltung Feuer an und zerstörten die Fenster. Auch hier wurde viel geschossen. Im Musikviertel wurde die Polizeiwache gleichfalls angegriffen. Die Unruhen wiederholten sich dann in anderen Stadtteilen. — Auch in Mehadria veranschäuf die Bevölkerung über die englische Politik in Ägypten große Unruhen. — Die Lage des Reichthums ist ungemein schwierig, und hat alle der

Meinung, daß die Ankunft Milners große Unruhen hervorrufen werde. — Der neue Oberkommissar von Ägypten, Lord Allenby, hat unbeschränkte Machtbefugnisse, aber man glaubt, daß es ihm nicht gelingen werde, über die Lage Herr zu werden.

Die italienischen Blätter schreiben auch viel über die in Ägypten von Tag zu Tag zunehmende englischfeindliche Stimmung, wobei sie für die Rechte der Ägypter eintreten und ihre Schadenfreude über die Verlegenheit, welche für England daraus entfliehet, nicht verbergen. Sogar die halbamtliche „Tribuna“ veröffentlicht in ihrer Wochenbeilage „La Tribuna Coloniale“ vom 15. November einen Brief unter der Aufschrift „Ein wenig Licht über Ägypten“, worin erklärt wird, daß die seit mehreren Monaten andauernde Bewegung keineswegs gegen alle Ausländer gerichtet sei, sondern einzig und allein gegen die Engländer. Der Brief endet mit folgendem Satze: „Es ist unnötig, es zu verheimlichen, daß das ägyptische Volk sich nun bewußt ist, daß es im Laufe vieler Jahrhunderte durch seine Kultur, seine Geduld und seinen Mut bewiesen hat, daß es wert ist, frei und unabhängig zu leben, und daß das verhasste, unbeneidete Vorurteil von der Ungleichheit der Rassen eine schwere Beleidigung für das ägyptische Volk ist.“ In derselben Zeitung findet sich ein zweiter Aufsatz „Ägyptens Stimme“, in welchem der Verfasser mit kurzen Worten erzählt, wie England allmählich Ägypten unterjocht hat, und so schließt: „Auf diesem Wege wird England unter der eigenen Last zusammensinken, unter der Last seiner eigenen Kolonien, aus welchen es die meisten Hilfsmittel und Hilfstruppen im Weltkriege gezogen hat!“ — Ja, so schreiben die Italiener über ihre Bundesgenossen von gestern.

Generalfeldmarschall v. Hindenburg und General v. Ludendorff vor dem parlamentarischen Untersuchungsausschuß über die Kriegsschuldfrage.

(Fortsetzung.)

Generalfeldmarschall v. Hindenburg: „Wenn die militärische Zentralbehörde Vorbereitungen für die Möglichkeit eines etwa unabweidlichen Krieges getroffen hat, so war dies nur: ihre Pflicht gegenüber dem Volk. Dazu war sie da, ebenso war sie verpflichtet, im Falle der Unvermeidlichkeit eines Krieges und im Kriege selbst alle günstigen Chancen auszunutzen. Wir sahen es also als unsere vornehmste Aufgabe auf, den Krieg mit militärischen Mitteln so schnell wie möglich und so günstig wie möglich zu beenden, um der Reichsleitung, sobald es irgend ging, zu erschlößen, die Geschäfte des Landes wieder mit den normalen friedlichen Mitteln der Politik zu bestimmen. Diese Auffassung ist maßgebend und natürlich für die Führung jedes Krieges und bedarf keiner Erörterung. Uns verließ das Gefühl, daß wir einem Übergewicht der Feinde an lebendem und totem Kriegsmaterial gegenüberstanden, nicht eine Stunde. Aber die Liebe zum Vaterlande und zu unserer Volk, zwang uns, den Krieg möglichst schnell zu beenden. Wir wußten was wir von unserem Heer, von der Obersten und niederen Führung und nicht zuletzt vom Manne im feingrauen Rock zu fordern hatten, und wir wußten, was sie geleistet haben, trotz der ungeheuerlichen Anforderungen an Truppe und Führung. Trotz der zahllosen wüthigen Überlegenheit des Feindes konnten wir den ungleichen Kampf zu einem günstigen Ende führen, wenn ein geschlossenes und einheitliches Zusammenwirken von Heer und Heimat vorhanden gewesen wäre. Dann hätten wir das Mittel zum Siege gehabt, den zu erreichen wir den festen Willen hatten. Doch was geschah nun? Während sich beim Feinde trotz seiner Überlegenheit in soebenem aus totem Material alle Parteien und alle Stichten der Bevölkerung immer fester in dem Willen zu Siege zusammenschlossen, und zwar desto fester, je schwieriger die Lage wurde, machten sich bei uns, obwohl wir soebenmäßig unterlegen waren, Parteieninteressen in Form von

Herr Abgeordneter: „Herr Generalfeldmarschall, hier handelt es sich nicht um ein Werturtheil, das über die Schuld der Feinde und unserer Volk, wird auch nach dem Urtheil der Wissenschaften folgen. Derartige Werturtheile müssen durch einen anderen Weg zu werden. So wird es auch mit dem beim Generalfeldmarschall keine Ausnahme machen gegenüber

Beschlüssen, die einstimmig und einmütig wiederholt vom Ausschuß gefaßt worden sind. Ich bitte daher, diese Stellen fortzulassen.“

Generalfeldmarschall v. Hindenburg: „Unter diesen Umständen zeigte sich in unserem Volke eine Aenderung des Friedenswillens.“

Herr Abgeordneter: „Auch gegen dieses Werturtheil muß ich Einspruch erheben. (Mäurze.) Ich mache die Zuhörer darauf aufmerksam, daß ich die Schlußparole strengstens handhaben werde.“

Darauf erklärte der Generalfeldmarschall: „Wir hielten den uneingeschränkten U-Boot-Krieg schon bei Abnahme unseres Amtes am 29. August 1916 für geboten. Die näheren Ausführungen wird General Ludendorff machen. Im übrigen ist unsere darauf bezügliche Ansicht in den Akten bereits enthalten. Die Geschichte wird über das, was ich nicht weiter ausführen darf, das endgültige Urteil sprechen. Zu jener Zeit hat nach der Wille zum Siege geherrscht. Als wir unser Amt übernahmen, stellten wir bei der Reichsleitung eine Anzahl von Vorschlägen, um die Zusammenfassung aller Kräfte herbeizuführen, was schließlich wieder durch die Einwirkung der Parteien — aus jenen Vorschlägen geworden ist, ist bekannt. Ich wollte Kraft und Mitarbeit gewinnen, bekam aber Verzag und Schwäche.“

Herr Abgeordneter: „Das ist wieder ein Werturtheil.“

Generalfeldmarschall v. Hindenburg: „Die Demat hat uns von diesem Augenblick an nicht mehr gehört. Wir erhoben oft unsere warnende Stimme. Seit dieser Zeit setzte sich die heimliche Zersetzung von Heer und Flotte ein. Die Wirkung dieser Zersetzungen war der Obersten Heeresleitung während des letzten Krieges jahres nicht verdoet geblieben. Die braven Truppen, die sich von der revolutionären Einwirkung frei hielten, hatten unter der Einwirkung der revolutionären Kameraden schwer zu leiden.“ (Stöße des Barstenden; nach Rücksprache mit den Abg. Barmuth und Abg. Dr. Singheim unterläßt Vorkämpfer Gothein eine Unterbrechung des Generalfeldmarschalls.) „Meiner Forderung, strenge Zucht und strenge Handhabung der Gesetze durchzuführen, wurde nicht erfüllt. So mußten unsere Operationen miflingen, so mußte der Zusammenbruch kommen, die Revolution bildet zur den Schlüssen. Ein englischer General sagt mit Recht: die deutsche Armee ist von hinten erdolgt worden. Wo die Schuld liegt, bedarf keines Beweises. — Das ist in großen Zügen die tragische Entwicklung des Krieges für Deutschland nach einer Reihe von glänzenden, nie dagewesener Erfolge an zahllosen Fronten, nach einer Leistung von Heer und Volk, für die kein Lob groß genug ist. Diese großen Tugenden müßten festgelegt werden, damit die militärischen Maßnahmen richtig bewertet werden können. Im übrigen erkläre ich, daß General Ludendorff und ich bei allen großen Entscheidungen die gleiche Auffassung gehabt und in voller Uebereinstimmung gearbeitet haben. Wir haben Sorge und Verantwortung gemeinschaftlich getragen. Wir vertreten hiermit auch noch in Hand die Auffassungen und Handlungen der Obersten Heeresleitung seit dem 29. August 1916.“

Herr Abgeordneter: „Nun die Frage: Von welchem Zeitpunkt hielt die Oberste Heeresleitung die Erklärung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges am 1. Februar 1917 für unaufschiebbar und aus welchen Gründen?“

Generalfeldmarschall v. Hindenburg: „Wir hielten den uneingeschränkten U-Boot-Krieg, d. h. das Fortfall der Beschränkung des bisherigen U-Boot-Krieges, schon von unserem Eintritt in die Oberste Heeresleitung für geboten. Mehrere Ausführungen, die schriftlich niedergelegt sind, wird Herr Ludendorff zu machen haben. Außerdem geben die Akten Aufschluß. Ich will nur kurz hierzu sagen: Anfang Oktober 1916 war zu überlegen, daß, wenn Arme und Marine ihre Vorbereitungen für den U-Boot-Krieg beenden haben würden, die Führung des U-Boot-Krieges zur Pflicht würde, weil andere Mittel, der schwerbedingten Weltzun zu Hilfe zu kommen, nicht bestanden. Dies war aber die einzige Weg, den Krieg zu beenden. Wir mußten nicht mehr zulassen, daß unsere braven Soldaten mit Amerika in jeder Richtung beschosse worden und in der Heimat die Hungers Noth und Ring hungern sollten. Das U-Boot-Krieg das einzige Mittel, um dem entgegenzutreten.“ (Fortsetzung folgt.)

Grausamkeit und Verantwortlich für die Redaktion d. A. B. des Verbandes der transatlantischen Deutsche